

Pionierarbeit in demenzsensiblen Kirchengemeinden

Antje Koehler

Von einer demenzsensiblen Gemeindegemeinschaft können alle profitieren. In diesem Artikel wird anhand von Praxiserfahrungen beschrieben, was im Alltag der Gemeinden Teilhabemöglichkeiten beschränkt und Rückzug begünstigt. Ermutigende Beispiele zeigen auf, welche konkreten Maßnahmen helfen können, sodass Menschen mit Demenz nicht nur am Leben, sondern im Leben der Gemeinde bleiben.

Demenz hat Zukunft. Die wachsende Zahl demenzkranker Menschen berührt, verunsichert und fordert uns als Gesellschaft heraus. Keine Woche vergeht, in der nicht eine der großen deutschen Tageszeitungen über aktuelle Zahlen, Trends, Forschungsprojekte oder Fernsehfilme zum Thema berichtet. Demenz ist in aller Munde. Aber auch in allen Köpfen? Auch in der Kirche?

In Vorbereitung des Kölner Projektes „dabei und mittendrin – Gaben und Aufgaben demenzsensibler Kirchengemeinden“¹ ließen erste Antworten einer Umfrage unter haupt- und ehrenamtlichen Gemeindeakteuren aufhorchen. Zu den häufigsten Rückmeldungen auf die Frage nach Erfahrungen von Menschen mit und ohne Demenz im Alltag der Kirchengemeinden gehörten die beiden Antworten²: 1. „Bei uns ist jeder willkommen. Aber konkret, Menschen mit Demenz? Dazu können wir nichts sagen. Die gibt es in unserer Kirchengemeinde nicht.“ 2. „Menschen mit Demenz? Die leben in der Seniorenresidenz am Dom und dem St. Anna Stift und werden dort seelsorgerlich betreut.“ Die Erfahrung, dass Menschen mit Demenz nach wie vor in der Öffentlichkeit wenig präsent sind, gilt nicht nur für kirchliche Orte. Statistisch gesehen leben 30–35 % der betroffenen Menschen in stationären Einrichtungen während 65–70 % von ihnen im häuslichen Lebens- und Wohnumfeld versorgt werden. Unabhängig von ihrem Lebensort sind sie vollumfängliche Gemeindeglieder. Beides ist Menschen in und außerhalb der Kirche nicht selbstverständlich bewusst.

Unbenommen gehören Menschen mit Demenz bis heute vielerorts nicht selbstverständlich zum alltäglichen Erscheinungsbild des gesellschaftlichen und kirchlichen Lebens. Da ist schon mal ein Einzelner, der „nervt“ die anderen bei einer Gemeindeveranstaltung mit den ständig gleichen Ge-

1 Zur Struktur und den Hintergründen des Projekts, siehe www.demensensible-kirchengemeinde.de

2 Vgl. Gesprächsprotokolle auf Basis von 22 Telefoninterviews aus Aug./Sep. 2012.

schichten von früher.³ Eine Frau fällt beim Seniorennachmittag auf und will während eines Vortrags schon nach 10 Minuten lautstark „nach Hause“. Ein Pfarrer berichtet, dass während einer Predigt ein unüberhörbares „Mir ist langweilig“ ertönte. Und wie alle danach verlegen lachend auf den Boden schauten und angestrengt taten, als hätten sie es nicht gehört. Ein wohl gemeintes „Demenz? Das macht uns nichts!“ von Seiten pastoraler Hauptamtlicher löst dann kaum etwas, wenn Betroffene und ihre Angehörigen spüren, „Das macht wohl was!“ Z. B. wenn alte Bekannte aus dem Kirchenchor aus Unsicherheit und Angst plötzlich die Straßenseite wechseln oder beim Kirchencafé in seinem Beisein ausschließlich *über* ein Gemeindeglied gesprochen wird, statt *mit* ihm.

Bei allen guten Ansätzen, die mancherorts in den letzten Jahren erprobt und verankert wurden, um solchen Ereignissen etwas entgegenzusetzen: die Inklusion von Menschen mit Demenz in unserer Kirche ist noch keine gegenwärtige Realität. Dies kann wachrütteln und anspornen, auf individueller, konzeptioneller, struktureller und politischer Ebene zwischen dem „was ist“ und „was sein soll“ gezielter eine Brücke zu bauen. Im Sinne einer inklusiven Zielrichtung kann es dabei nie nur um Menschen mit Demenz und ihre Angehörigen gehen, sondern immer um uns alle. Denn demenzsensibel kann nur identisch sein mit menschensensibel, bedürfnissensibel, grenzsensibel und systemsensibel. Statt eine Minderheit in eine Mehrheit integrieren zu wollen, setzt das Verständnis von Inklusion bei der Heterogenität von Gruppierungen und der Vielfalt von Personen an.⁴ In diesem Sinne geht es auf dem Weg zu einer „demenzsensiblen Kirchengemeinde“ um ein Bewusstsein davon, wie normal es ist, verschieden zu sein (Richard von Weizsäcker). Und infolge dessen um eine grundsätzliche Erweiterung von Begegnungs- und Lebensräumen: um Wertschätzung und Anerkennung von Vielfalt; um ein aktives Miteinander unterschiedlicher Mehr- und Minderheiten; um Lebensorte, an denen verschiedene Menschen gut vernetzt zusammen leben, lernen, zweifeln, hoffen und glauben können – und genau darin miteinander Kirche und Gemeinde sind. Ralph Kunz formuliert: „Inklusion ist ein Prozess, Inklusivität ein Prinzip und die inklusive Kirche ein Programm, das nicht nur Menschen mit Behinderungen, sondern alle Menschen mit Marginalisierungserfahrungen in den Blick nimmt“⁴⁵. Es stellt sich die Frage, was es braucht, sodass diese Menschen im Leben bleiben statt nur am Leben.

3 Dieses und die weiteren Beispiele siehe a. a. O.

4 Vgl. zu den Unterschieden von Integration und Inklusion Ulf Liedke, Theorie und Praxis der Inklusion, in: Ralph Kunz / Ulf Liedke (Hg.), Handbuch Inklusion in der Kirchengemeinde, Göttingen 2013, 11–29, hier: 20.

5 Ralph Kunz, Inklusive Gemeinde, in: Kunz / Liedke (Anm. 4), 53–84, hier: 69

1. Motive demenzsensibler Kirchengemeinden

Ein bewusster Aufbruch zu einer demenzsensiblen Gemeindegemeinschaft kann von unterschiedlichen Motiven getragen sein. Die einen sehen demenzsensible Kirchengemeinden als einen Ausdruck einer Weiterentwicklung zu einer zukunftsfähigen und menschenfreundlichen Kirche. Und diese Kirche altert. Wenn man sich die Mitglieder-Statistiken evangelischer und katholischer Kirchengemeinden in Deutschland anschaut, fällt auf, dass die Altersstruktur der Kirchenmitglieder der Gesellschaft um bis zu 30 Jahre voraus ist.⁶ Die gesellschaftliche Zukunft ist also längst kirchliche Realität. Diese Tatsache kann einerseits Schwermut und das Gefühl der Last und Belastung hervorrufen. Sie kann aber auch als Möglichkeit gesehen werden, Ortsgemeinden selbstbewusst als Pioniere zu verstehen: als gesellschaftlich relevante Lernorte, in denen wertvolle Erfahrungen möglich sind; als Übungsfeld des bisher Unmöglichen, das für gesellschaftliche Veränderungsprozesse dient. Nicht umsonst ist die Parochie dabei vermehrt als wichtiger Partner und zivilgesellschaftlicher Akteur für die Kommunen im Blick. Paul-Herrmann Zellfelder-Held konstatiert entgegen dem vermeintlich sinkenden Einfluss der Kirchen und ihrer gesellschaftlichen Bedeutung:

„Keine Firma hat ein dichteres Filialnetz [...]. Kirchengemeinden haben gesellschaftliche Relevanz, allein durch ihr Vorhandensein am Ort, im Stadtteil. Das heißt, bevor eine Gemeinde ausdrücklich diakonisch tätig ist, wirkt sie bereits gesellschaftsdiakonisch, einfach dadurch, dass es sie gibt“⁷.

Dieser gemeinsame ‚Kristallisationspunkt‘ gilt besonders für die Generation alter Menschen und kann Kirchen und Kommunen zu Interessensgemeinschaften verbinden.

Zweifellos liegt ein Interesse am Thema dabei schon im ureigenen Selbstverständnis der Kirche. Teilhabe zu fördern und Ausgrenzung zu vermeiden ist Grundanliegen einer Kirche, in der jenseits aller medizinischen Diagnosen jeder auf Hilfe angewiesen ist und jeder mittun kann. Voraussetzung dafür ist, dass wir uns gegenseitig wahrnehmen, wertschätzen und einbringen können, jeder (!) „mit der Gabe, die er empfangen hat“ (1 Petr 4, 10). In diesem Verständnis hat auch der schwächste Mensch mit Demenz einen Missions- und Diakonieauftrag⁸ allen anderen gegenüber, z. B. indem er dazu verhilft

6 Vgl. dazu *Evangelische Arbeitsgemeinschaft für Altenarbeit* (EaFA), Sie gehören dazu. Mit Demenz Gemeinde leben, Hannover 2012, 2 (<https://www.ekd.de/eafa/materialien/reihen/20976.html>).

7 Paul-Herrmann Zellfelder-Held, Die gesellschaftsdiakonische Bedeutung der Kirchengemeinden: Anwalt für den Ort, in: Arnd Götzelmann (Hg), *Diakonische Kirche*, Norderstedt 2009², 165–172, hier: 168.

8 Vgl. Ulrich Bach, *Dem Traum entsagen, mehr als ein Mensch zu sein*, Neukirchen 1986, 127.

„Mensch-Sein in seiner fundamentalen Zerbrechlichkeit zu verstehen und auch den Gott, der sich zerbrechen lässt am Kreuz und im gebrochenen Brot zerbrechliche Gegenwart wird“⁹.

Dies wird Kirchengemeinden nicht nur heilsam irritieren, verunsichern und sie gleichzeitig reicher machen. Es berührt den Kern des Kirche-Seins, dass eine Kirche ohne Menschen mit Demenz eine gefährdete Kirche ist. Weil wir als Leib mit vielen Gliedern nicht nur in aller Unterschiedlichkeit zusammengehören, sondern existentiell aufeinander angewiesen sind. In einem solchen Selbstverständnis als „Teilhabe-, Teilnahme- und Teilgabegemeinschaft“¹⁰ gehen Kirchengemeinden von den reichen Fähigkeiten aller Gemeindeglieder aus, durch deren Vielfalt und Vulnerabilität Gemeinde erst Gemeinde ist.

Ein drittes Motiv ergibt sich aus dem Perspektivwechsel der Kirche auf die Bedarfs- und Bedürfnislage ihrer Glieder. Der Beitrag einer persönlich gelebten Spiritualität zur Lebensqualität von Menschen mit Demenz gilt als unbestritten.¹¹ Nicht nur die ermutigenden Erfahrungen aus der Alten(heim)seelsorge belegen die Relevanz menschlicher Zuwendung und mitfühlender Kommunikation im Horizont Gottes.

„Die Suche nach Orientierung und die Frage nach dem Sinn bei abnehmenden Kräften, schwindenden sozialen Netzen, steigenden Abhängigkeiten und der Gefährdung des Selbstwertgefühls gewinnen im Alter einen oft existentiellen Charakter. Spiritualität und Religiosität rücken damit als psychische und als kulturelle Ressource alternder Menschen seit Jahren in besonderer Weise ins Blickfeld.“¹²

Gerade da, wo sich für an Demenz erkrankte Menschen die Erfahrung unaufhaltsamer Verluste, Unsicherheiten, Angewiesenheit, Abhängigkeit und Verletzbarkeit des menschlichen Lebens verdichtet, können religiöse Traditionen, haltgebende Rituale und vertraute Botschaften an zunehmendem Gewicht gewinnen: Es tut gut, Zuspruch und Ermutigung eines Gottes zu erfahren, für den die Gedächtnisleistung unwichtig ist. Es tröstet, sich eingebettet zu wissen in eine Gemeinschaft, in der ich vergesslich, aber nicht vergessen bin. Es ermutigt, im Kontrollverlust des eigenen Lebens mit einer transzendenten Kraft verbunden zu sein, die behütet und beschützt. In einer

9 *Kategoriale Seelsorge der Erzdiözese Wien* (Hg.), Arbeitsheft „Ja, ich will euch tragen bis zum Alter hin“, Wien 2015, hier: 2.

10 *Evangelische Kirche im Rheinland Landeskirche Abteilung IV Abteilung Bildung / Pädagogisch-Theologisches Institut der EkiR* (Hg.), Da kann ja jede(r) kommen. Inklusion und kirchliche Praxis. Eine Orientierungshilfe der Evangelischen Kirche im Rheinland, Düsseldorf / Bonn ²2013, hier: 10.

11 Vgl. *Barbara Städtler-Mach*, Religiöse Bedürfnisse bei Menschen mit Demenz – eine Studie, in: *Zeitschrift für Gerontologie und Ethik* (2/2009), 124–136.

12 *Gerhard Hille / Antje Koehler*, *Seelsorge und Predigt für Menschen mit Demenz*, Göttingen 2013, hier: 52.

Studie zu religiösen Copingstrategien wurde ein deutlicher Bezugswert zwischen der Spiritualität und einer höheren Lebensqualität von Menschen mit Demenz erkennbar:

„Überwiegend berichteten die befragten Personen mit Demenz, der Glaube helfe ihnen, die unsichere Zukunft, den Kontrollverlust und den Verlust an Geborgenheit und Sicherheit in die Hände Gottes geben zu können.“¹³ Für die Mehrheit der Befragten war es ein „tröstlicher Gedanke, dass es inmitten des Vergessens und Kontrollverlustes einen Gott gibt, der nicht vergisst und in dessen Erinnerung man sich geborgen wissen kann“¹⁴.

2. Rückzugstendenzen und Ausgrenzungsmechanismen

In den letzten Jahren haben zahlreiche Projekte und Veröffentlichungen aufgezeigt, welche Aspekte für ein gelingendes Miteinander von Menschen mit und ohne Demenz in Kirche und Kommune von Vorteil sind. Da, wo solche Erfahrungen fehlen oder noch am Anfang stehen, wird spürbar, wie leicht Ahnungslosigkeit, Unsicherheit und Angst auf beiden Seiten zu Hürden des Miteinanders werden können. Befragt man Betroffene nach den Gründen ihres – oft klammheimlichen – Rückzugs, zeigt sich nicht selten ein verwirrender Mix aus Rückzugstendenzen auf Seiten der einen, die mit Ausgrenzungsmechanismen auf Seiten der anderen korrelieren.

Die Anforderungen in dieser besonderen Lebenslage und die Sorge, nicht mehr dazuzugehören und mithalten zu können, führen für viele betroffene Personen und Familien zum Rückzug ins Private. Die Sprachlosigkeit über das ‚Schreckensgespenst Demenz‘, die Scham über abnehmende Kräfte und die Angst, am Ende durch Fehlverhalten unangenehm aufzufallen, führen dazu, dass Menschen mit Demenz oft „heimlich, still und leise“¹⁵ nicht mehr kommen oder sich unter Vorwänden aus früheren Gruppen, Aktivitäten und Beziehungen zurückziehen. Trotz jahre- oder jahrzehntelanger Bindung brechen damit für die Erkrankten soziale Netze, Kontakte und Zuwendung ein. Und auch für Angehörige wird die Teilhabe am gemeinschaftlichen (Gemeinde-) Leben und der Zugang zu damit verbundenen religiösen Sinnhorizonten erschwert.

13 Christian Müller-Hergl, Spirituelle Bedürfnisse, in: DeSS orientiert (2007/02), 23–27, hier: 26.

14 Ebd., 25.

15 „Ich habe das extra heimlich, still und leise gemacht, weil ich nicht wusste, wie ich das ansprechen soll“. *Ergänzung der Ehefrau*: „Das Wort ‚Demenz‘ wäre Dir nicht über die Lippen gekommen. Das will keiner über sich sagen. Und keiner gerne hören.“ Siehe Gesprächsprotokoll 16. 5. 2015.

„Am Ende war es die Qualität der Beziehungen, die mich entscheiden ließ, bei welchen Vereinen und Aktivitäten wir blieben. Wir sind dahin gegangen, wo ich am wenigsten Angst hatte, mich mit meinem Mann zu zeigen“¹⁶.

Gerade in der Generation, die heute schwerpunktmäßig an Demenz erkrankt ist, kann die religiöse Prägung den Verbleib in der Gemeinde auch erschweren.

„Es war mir peinlich, dass ich das Verhalten meines Mannes zunehmend nicht kontrollieren konnte. Gerade sonntags, im heiligen Raum der Kirche. Dort aufzufallen ist noch unangenehmer als im Supermarkt. Der liebe Gott sieht ja alles. Und unser Nachbar in der Kirchenbank auch.“¹⁷

Einem strafenden Gott und einer Gemeinschaft, die eine hohe Anpassungsleistung verlangt, entgegen zu wollen, erhöht den Druck, alles richtig machen zu müssen. An diesem Anspruch können Menschen mit (und ohne) Demenz nur scheitern und Rückzugstendenzen werden beschleunigt.

Neben einer diesbezüglichen Achtsamkeit gehört zu einer Willkommenskultur in demenzsensiblen Kirchengemeinden, dass wir sensibler und wachsamer werden, exkludierende Ausgrenzungsmechanismen auf Seiten der Gemeinden wahrzunehmen. Zum Teil gehen diese auf mangelndes Wissen über das Krankheitsbild Demenz und den Umgang mit veränderten Verhaltensweisen zurück. Z. B. wenn sich eine an Demenz erkrankte Frau an der Kaffeetafel des Seniorentreffs plötzlich nicht mehr auf ihrem traditionellen Stamplatz niederlässt und ihre Nachbarinnen sich – der Erinnerungslücke nicht bewusst – daraufhin empört abwenden, statt sie in ihre Mitte zu holen. Andere Beispiele zeigen, wie gut gemeinte Hinweise auf ein Hilfesystem wie „Für Dich sind ja ab jetzt unsere Diakoniestationen zuständig“ von den Betroffenen als Ausgrenzung, Abstempelung und Verletzung erlebt werden. Frei nach dem Motto: Bis jetzt war ich Gemeindeglied, aber seit ich eine Demenz habe, werde ich als ‚Kranker‘ gesehen, der dem Sektor der professionellen Versorgung zugeordnet wird, statt der bisherigen Gemeinschaft und Gemeinde. Neben den inneren Barrieren sind es die äußeren, oft unbedacht gewählten Rahmenbedingungen, die Menschen mit Demenz ausschließen, ohne dass es die anderen unbedingt merken. Z. B. wenn an den Gottesdienstorten keine geöffneten oder ausgeschilderten Toiletten zu finden sind, die Akustik der Gemeinderäume die Verständigung verhindert oder ein Vortrag am Seniorennachmittag zu lang, zu leise und zu sehr auf kognitive Teilhabe basierend gestaltet wird.

Ausgrenzung beginnt schon da, wo die Seelsorge in stationären Einrichtungen oder quartiersnahen Wohnprojekten als Zusatzaufgabe gewertet wird. Wo Altenheime „in aller Regel nicht als Orte wahrgenommen werden,

16 Ebd.

17 Ebd.

die zur Gemeinde gehören oder gar selbst Gemeinde sind¹⁸. Wo barrierearme Begegnungsräume und vernetzte Organisationsstrukturen fehlen und einseitige Zielgruppenarbeit praktiziert wird.

„Gemeinde inklusiv zu sehen bedeutet demnach, ihre exkludierenden Handlungen sowohl im operativen, als auch im strategischen Bereich zu analysieren und aufgrund dieser Analyse Konzepte zu entwickeln, die ihre Inklusionskraft sukzessive erhöhen.“¹⁹

Diese Ermittlung, die einer Suchbewegung gleicht, will weder Ängste schüren noch auf Defizite fokussieren. Mit ihr geht die Chance einher, ergebnisoffene Kommunikationsprozesse zu etablieren, in denen unterschiedliche Menschen zu Wort kommen und jede Stimme zählt. Eine solche Gesprächskultur sucht nicht nach dem Schuldigen. Sie spürt mögliche Lücken auf, um sie wahrzunehmen und zu schließen. Sie vertraut auf Beispiele des Gelingens in jeder Gemeinde. Sie würdigt die Möglichkeiten und nimmt zugleich Barrieren wahr, die eine Beteiligung erschweren oder verhindern. Nicht immer geht es dabei um schnelle Lösungen, sondern um eine Bewusstseins- und Wahrnehmungsschulung, was die Gemeinschaft von Menschen mit und ohne Demenz in der örtlichen Kirchengemeinde fördert und ermöglicht oder aufhält und verhindert.

3. Möglichen Missverständnissen vorbeugen

In einem solchen Prozess der Ermutigung und Ermächtigung von Kirchengemeinden auf ihrem Weg, demenzsensibler zu werden, tauchen in unterschiedlicher Intensität nicht selten Missverständnisse auf. Folgende Standpunkte brauchen eine sensible Vermittlung, geduldige Klarstellung und mutige Positionierung:

- Kirchengemeinden sind keine Sozialagenturen und sollen es auch nicht werden. Sie sind Gemeinden und damit „eine besondere Sozialformen christlicher Vergemeinschaftung“²⁰. Der Fokus kann und soll nicht sein, dass Kirchengemeinden das Thema Inklusion vorantreiben, sondern dass sie lebendige Gemeinde sind – und dies so inklusiv, auf Vielfalt und Vernetzung bedacht, wie möglich. Folgerichtig ist Inklusion mit den Worten von Ulf Liedke gesagt

18 Sabine Schäper, *Inklusive Kirche – Kirche der Anderen?*, in: *Behinderung und Pastoral* 9/18 (2012), 40–45, hier: 42.

19 Kunz (Anm. 5), 66.

20 Martin Horstmann, *Kirchliche Inklusionspraxis. Beobachtungen und Impulse*, in: *RheinReden* 2015. Texte aus der Melanchthon Akademie, Köln, 119–129, hier: 123.

„zuerst eine Gabe Gottes. Sie bezeichnet die unmittelbare Zugehörigkeit der Glaubenden zum Leib Christi. Predigt, Taufe und Abendmahl begründen eine Gemeinschaft, für die die volle, fortwährende und wechselseitige Inklusion ihrer je individuell begabten und begrenzten Glieder konstitutiv ist. Aus dieser Gabe der unmittelbaren Zugehörigkeit erwächst folgerichtig die Aufgabe, das gemeindliche Leben ebenso inklusiv zu gestalten.“²¹

In demenzsensiblen Kirchengemeinden steht nicht die Krankheit Demenz, die wörtlich übersetzt „ohne Geist sein“ bedeutet, im Mittelpunkt und auch nicht die von ihr betroffenen Menschen. Sondern der eine Geist, der alles in allen bewirkt (vgl. 1 Kor 12).

- Das Zusammenleben von Menschen mit und ohne Demenz in der Kirchengemeinde ist keine Spezialfrage einer Organisationseinheit. Die gemeindliche Inklusionspraxis einer generationsübergreifenden Teilhabe ist nicht das Projekt einer caritativen Gruppe. So wie Inklusion auch nicht das Hoheitsgebiet des örtlichen Diakonieausschusses ist. Sie ist ein Leitmotiv für die Gemeindepraxis an sich – und damit ein Auftrag, Anspruch und Zuspruch für die gesamte gemeindliche Praxis, die das Ziel hat, den einen Leib mit vielen Gliedern sichtbar zu machen und in Wort und Tat zu bezeugen. Dies betrifft Fragen der Diakonie mindestens ebenso wie die der Mission, Liturgik, Homiletik, Kybernetik usw. Der oftmals geäußerte Wunsch, ‚etwas Gutes für Menschen mit Demenz zu tun‘, ist verständlich, geht aber klar an dieser Zielrichtung vorbei.
- In ähnlicher Denkrichtung gilt es aufzupassen, dass Menschen mit Demenz nicht wohlmeinend zur neuen ‚Problemzielgruppe der Kirchengemeinden‘ erklärt werden, die als demographische Herausforderung nun auch noch auf der ohnehin schon vollen Agenda der Kirchen erscheinen. Menschen mit Demenz sind keine Herausforderung und auch keine Problemzielgruppe. Sie sind Kirche. Nicht wegen, nicht trotz, sondern mit ihrer Demenz. Ihre selbstverständliche Teilhabe am Gemeindeleben ist vielerorts bedroht. Ein notwendiger Perspektivwechsel richtet den Blick jedoch nicht schwerpunktmäßig auf sie, sondern auf uns selbst („Was fehlt uns und unserer Kirche, wenn Menschen mit Demenz fehlen?“). Wir sind auf Menschen mit Demenz angewiesen. Bei uns, nicht durch andere, beginnt Inklusion. Demenzsensible Kirchengemeinden gehen deshalb der Frage nach „Was können Menschen mit Demenz uns geben?“ statt sich von „Was können wir für Menschen mit Demenz tun?“ leiten zu lassen.
- Demenzsensible Kirchengemeinden denken und handeln in Beteiligungsmöglichkeiten statt Hilfsangeboten. Statt ein „Demenzcafé“²² zu

21 Ulf Liedke, Menschen. Leben. Vielfalt. Inklusion als Gabe und Aufgabe für Kirchengemeinden, in: PTh 101 (2012), 71–86, hier: 79 f.

22 Der bestehende Trend zum „Demenzcafé“ oder „Demenzgottesdienst“ geht nicht nur an einer inklusiven Zielrichtung vorbei. Er ist auch sprachlich zu hinterfragen, da

initiiieren, gilt es das bestehende Kirchencafé so zu gestalten, dass alle sich eingeladen fühlen und daran teilnehmen können. Dies erfordert auf die besondere Situation und die Bedürfnisse von Menschen mit Demenz in der Kirchengemeinde aufmerksam zu machen, und zugleich nicht sofort in eine Fürsorge-Falle zu tappen. Ulf Liedke spricht von einer notwendigen „Entdiakonisierung unserer Wahrnehmung“²³, in der es gerade nicht darum geht, den anderen im Fokus eines bedürftigen Hilfeempfängers und randständigen ‚Mühseligen und Beladenen‘ zu sehen. Nicht zuallererst als Symptomträger einer Erkrankung, mit seiner Einschränkung und seinem Andersseins. Sondern als vollwertigen Menschen, mündigen Bürger und selbstbestimmtes Gemeindeglied, das im Alltag der Gemeinde sowohl Möglichkeiten als auch Grenzen erlebt. Wie alle anderen auch.

- Die Erfahrung zeigt, dass es vor allem eine gemeinsame Aufgabe, ein gemeinsames Interesse oder ein gemeinsames Bedürfnis sein kann, wo Alter, Milieu- oder Gesundheitsunterschiede in den Hintergrund treten. Im Tun einer „gemeinsame Sache“ ist die Demenz gleichgültig. Da, wo ein Chor Menschen zusammenbringt, die Freude am Singen haben. Wo Großeltern an einem Samstag mit ihren Enkeln Vogelhäuschen für den Gemeindegarten bauen. Wo nach dem Gottesdienst verschiedenen Menschen zum Austausch bei einem Teller Suppe zusammensitzen. Im „gemeinsamen Dritten“ realisieren sich Teilhabeprozesse, ohne dass es explizit darum geht, bewusst etwas „Inklusives“ zu tun²⁴. Teilhabe ist dann keine Sonderaufgabe, die von einigen wenigen Haupt- und Ehrenamtlichen gemacht wird. Teilhabe geschieht. Der Ort, an dem sich dies vollzieht, muss kein territorial begrenzter Raum wie der der Parochie sein. Auch beim Bäcker, im Schwimmbad, in der Kneipe, im Karnevalsverein („in dem jeder Jeck eben anders ist“) entsteht Gemeinde.
- Eine ernstzunehmende Sorge mancher Gemeindeglieder besteht in dem Gedanken, dass die Qualität der Angebote leidet, wenn Menschen mit Demenz selbstverständlicher Bestandteil der Gemeindeguppen werden. Spannungen sind nicht wegzureden. Manchmal müssen wir entscheiden, was uns wichtiger ist: ein ungestörtes Taizé-Gebet in meditativer Atmosphäre oder eine Öffnung der Angebote für Menschen mit kognitiven Einschränkungen, die schon mal dazwischenrufen können. Ein „sowohl als auch“ macht es hier leichter als ein „entweder oder“, löst aber nicht alle Fragen und Interessenskonflikte. Da, wo Gemeindeguppen bestimmte Fähigkeiten für die dortige Teilnahme voraussetzen, gelten diese für

Cafés und Gottesdienste Angebote und Treffpunkte für Menschen und nicht für Krankheitsbilder sind.

23 Liedke (Anm. 21), 81 f.

24 Horstmann (Anm. 20), 124 f.

Menschen mit und ohne Demenz. Wie eine Kantorei, die Menschen ausschließt, die nicht gut genug singen können. Hier stellt sich die Frage: Gibt es andere Orte, wo beim offenen Singen der Gemeinde jede(r) willkommen ist. Nicht alle Angebote sollen und müssen sich an den Bedürfnissen der Schwächsten orientieren. Evangeliumsgemäß wird es, wenn wir aus unserer Verschiedenartigkeit der Bedürfnisse und Talente keine Verschiedenwertigkeit ableiten und es zu jedem „nein“ auch ein „ja“ gibt.

4. Wandeln durch Handeln

Wie lässt sich die Vielfalt an Gelegenheiten zum Kommen, Gucken, Mitgestalten und – nicht unerheblich – auch wieder Wegbleiben dürfen vergrößern? So, dass sich für Menschen mit und ohne Demenz ein Recht auf Gemeinschaft realisiert, ohne zur Pflicht zur Gemeinschaft zu werden?²⁵

Neben zahlreichen kleinen Schritten (siehe Abschnitt 5.) werden im Projekt „dabei und mittendrin“ folgende Ankerpunkte für diesen Weg gesetzt:

1. Offene Dialogveranstaltungen für alle Gemeinglieder
2. Inklusive Sonntagsgottesdienste für Menschen mit und ohne Demenz
3. Schulung der Besuchsdienste für die besondere Situation von Geburtstags- und Krankenbesuchen bei Menschen mit Demenz

Alle Aktivitäten dienen zunächst einer Kultur des Miteinanders, in der Berührungängste abgebaut werden, Vorurteile sich verändern und wir einander offen und suchend begegnen. Gleichzeitig wollen sie zum Handeln ermutigen. Zu neuen Erfahrungen, zu Geschichten, zu Erlebnissen, die wir uns erzählen und gemeinsam auf ihr inklusives Potential untersuchen können. Haltungen ändern dabei Handlungen. Und zugleich macht es manchmal Sinn, direkt mit neuen Handlungen zu beginnen und die Praxis vor Ort so zu verändern, dass sich darüber – nach und nach – die Haltung verändert.

Es versteht sich von selbst, dass es dem Thema, der Gemeinde und allen Menschen dienlich ist, dies mit einer Sogkraft der Freude zu tun. Mit einer Neugier, die spielerisch ausprobiert statt ideologisch zu kämpfen. Mit einem Vertrauen, das in Möglichkeiten denkt und das Scheitern als eine realistische Möglichkeit nicht ausgrenzt.

25 „Zu einer Gemeinschaft dazuzugehören, bedeutet nicht, überall mitmachen zu müssen. Aber Inklusion heißt: wer mitmachen will, muss die Möglichkeit erhalten, mitmachen zu können“, siehe *EKiR/PTI* (Anm. 10), 12.

4.1. Offene Dialogveranstaltungen

Offene Dialogveranstaltungen, in denen das Thema Demenz in die Mitte der Gemeinde geholt wird, können sich ganz unterschiedlich gestalten. Manche Gemeinden laden zu Nachmittagen für alle Interessierten ein, an denen Fachleute aus dem Quartier über das Krankheitsbild Demenz berichten und ein Austausch über die Erfahrungen des Miteinanders im Alltag der Gemeinde beginnt. In einer ev. Gemeinde in Langenfeld beschloss das Presbyterium, alle hauptamtlichen Akteure der Gemeinde für einen halben Tag dienstverpflichtend einzuladen – so dass für knapp 40 Personen (Pfarrerinnen, Pfarrer, Diakone, Gemeindepädagogen, Kirchenmusiker, Küster, Gemeinsekretärinnen, Hausmeister, Erzieher des Kindergartens, Pflegekräfte der Diakoniestation, Mitarbeiter der Friedhofsgärtnerei usw.), die integrierende Kraft des Themas sich schon strukturell abbildete und Mitarbeiter in aller Unterschiedlichkeit ihrer Rollen mithilfe einer externen Moderation zu einem verbindenden Thema in den Austausch kamen.

Immer geht es darum, Ängste und Vorurteile, Ahnungslosigkeit und Unsicherheiten abzubauen und einen Raum zu schaffen, um miteinander ins Gespräch zu kommen: Ist bei uns in der Gemeinde jeder willkommen? Worüber transportiert sich diese Einladung? Wen erreichen / vermissen wir? Wie können Menschen mit Demenz und ihre Angehörigen erleben, dass sie gemeint, gesehen, wertgeschätzt und eingeladen sind, ohne segregierend ‚besondert‘ zu werden? Was fehlt für uns, wenn sie auf Dauer fehlen? Wie gehen wir mit ungewohnten Verhaltensweisen um? Wo wirke ich an der Begrenzung von Teilhabemöglichkeiten mit? Wie kann die Beseitigung eines Teilhabehindernisses nicht nur für den unmittelbar Betroffenen, sondern für alle einen Nutzen haben?

Auffallend ist, dass viele der bisherigen Konzepte solcher Dialogveranstaltungen bei einer im Schwerpunkt kognitiven Auseinandersetzung ansetzen. Das greift zu kurz. Hier gilt es Bildungsangebote weiterzuentwickeln, so dass sie zu Erfahrungen mit allen Sinnen anregen, die einen Perspektivwechsel möglich machen. Kleine Beispiele und Übungen, die die Empathie erhöhen und die Beteiligten z.B. in das Gefühl mangelnder Orientierung, Angst und Verunsicherung im Alltag einer Gemeindeveranstaltung hineinversetzen lassen (und der Frage, was jetzt hilft), sind oft wirksamer und nachhaltiger als lange Vorträge.

4.2. Sonntagsgottesdienste für Menschen mit und ohne Demenz

Es kann sich lohnen, den Sonntagsgottesdienst bewusst als Zentrum der ganzen Gemeinde wiederzuentdecken²⁶: Als „Vollversammlung der Gemeinde“ (Christian Möller), in der die Starken für die Schwachen, die Anwesenden für die Abwesenden, die Glaubenden für die Zweifelnden, die Gruppen für die Einzelnen sensibilisiert werden und jeder und jede zu einem Glied am Leib Christi werden kann. Inklusive „Gottesdienste für Menschen mit und ohne Demenz“ – die schlicht „Gottesdienste für alle“ sind – werden am Sonntagmorgen zur üblichen Gottesdienstzeit gefeiert. Es wäre paradox, wenn sich das Prinzip der Zugehörigkeit und des Einschlusses (= Inklusion) in inszenierten Sonderwelten wie sogenannten „Demenzgottesdiensten“ am Mittwochnachmittag erschöpft. Der Name ist ein Kompromiss. Es trägt etwas alarmierend Paradoxes in sich, in einem inklusiven Gottesdienst Zielgruppen namentlich zu besondern. Gleichzeitig braucht es zunächst ein klares Signal des Gemeint-, Angesprochen- und Willkommenseins für Menschen mit Demenz und ihre Angehörigen. Diese Gottesdienste können mit alt-vertrauten religiösen Riten und Routinen, Formen und Formeln für Menschen mit und ohne Demenz eine Stärkung der Lebens- und Glaubensgewissheit bedeuten²⁷. Sofern sie elementar, aber nicht kindlich, lebensnah, aber nicht trivial gestaltet werden. Und einen Rahmen bieten, in dem das „gemeinsame Dritte“ (gemeinsam sitzen, singen, beten, lauschen, bewegen, hoffen, zweifeln, glauben usw.) die Frage danach, wer von den Anwesenden denn nun eigentlich dement gewesen sei, überflüssig macht.

Die Erfahrungen im Kölner Raum haben gezeigt, dass ein Teil der orientierten Senioren den Gottesdiensten bewusst fernblieb. Ein Grund dafür könnte die Angst sein, mit dem Thema Demenz in Verbindung gebracht zu werden. Oder die Menschen vor Augen zu haben, die eine Krankheit erkennen lassen, vor der ich mich selbst fürchte. Insgesamt ist häufiger ein Erstaunen darüber zu hören, dass trotz so unterschiedlicher Menschen ‚gar nichts Schlimmes passiert sei‘. Hier gilt es gemeinsam zu reflektieren, inwieweit vorausseilende Befürchtungen Begegnungen oft mehr verhindern als die Realität – und es zum Teil eher die überbehütenden und vermeintlich ängstlichen Ehrenamtlichen waren, die ‚Assistenz benötigten‘ und die mit ihrer Überfürsorge an einzelnen Stellen förmlich auffallen.

26 Vgl. zur Bedeutung der Gottesdienste in inklusiven Gemeinden die ausführliche Darstellung bei *Kunz* (Anm. 5).

27 Anregungen zur Gestaltung inklusiver Sonntagsgottesdienste liefert z. B. die Handreichung „Gemeindegottesdienste für Menschen mit und ohne Demenz“, Ansicht und Bestellung unter www.demenzsensible-kirchengemeinde.de/material.

4.3. Achtsame Geburtstags- und Krankenbesuche bei Menschen mit Demenz

Ehrenamtliche Besuchsdienste haben in fast allen ev. und kath. Kirchengemeinden eine lange Tradition. Besonders für alte Menschen, deren Kontakte und sozialen Netze sich fortlaufend verringern, zählt ein gelungener Geburtstags- oder Krankenbesuch oft zu den sehr geschätzten oder schmerzlich vermissten seelsorgerlichen Diensten. Die Anwesenheit eines zugewandten Menschen scheint dabei für viele genauso wie die überbrachten Grüße des Pfarrers oder die Ausgabe des aktuellen Gemeindebriefs einen ganz eigenen Wert zu haben. Eine besuchende Kirche, die sich zu den Menschen auf den Weg macht, drückt ihr Interesse, ihre Wahrnehmung und Wertschätzung schon ohne viele Worte aus. Gerade zu Menschen, die zwar im direkten (ambulanten oder stationären) Wohnumfeld der Kirchengemeinde leben, aber aus den örtlichen Netzwerken mehr und mehr herauszufallen drohen, können über die Besuchsdienste Brücken zu den Menschen gebaut werden. Weil ein Besuch aus ‚ihrer Kirchengemeinde‘ ein spürbares Signal setzt: „Du gehörst weiter zu uns und bist nicht vergessen.“ Doch wie gestalte ich einen Geburtstagsbesuch bei Menschen, die nicht wissen, dass sie heute Geburtstag haben? Was kann ich tun, wenn Angehörige mir sagen, das lohne sich nicht, denn der Besuchte kriege ‚eh nichts mehr mit‘? Wie lässt sich die stärkende Botschaft des Segens auch ohne große Worte vermitteln? Wie kann ich mich angemessen verabschieden, wenn ich gefragt werde, ob ich morgen wiederkomme? Was es hier braucht, ist praktisches Handwerkszeug, gemeinsamer Erfahrungsaustausch und konkrete Unterstützung. Ein Schulungstag samt Material²⁸ will haupt- und ehrenamtliche Mitarbeitende für diese so wichtige Aufgabe ermutigen, gezielt vorbereiten, zur Reflexion der eigenen Kommunikation einladen und mit praxisorientierten Hinweisen nicht nur in Krisensituationen weiterhelfen.

5. Kleine Schritte statt großer Projekte

Damit das Gefühl von Scham über die abnehmenden Kräfte, die zunehmenden Verlusterfahrungen und einen wachsenden Kontrollverlust nicht zu Rückzug und Isolation führen, brauchen Betroffene von Seiten der Kirchengemeinde ein klares Signal: „Schön, dass Du da bist“, „Du bist uns wichtig“, „Du gehörst dazu“ – nicht nur irgendwo am Rand, sondern dabei und mittendrin. Dieses bedingungslose Willkommensein kann in vielerlei

28 Siehe die praxisnahe Handreichung „Achtsame Geburtstags- und Krankenbesuche bei Menschen mit Demenz“, Ansicht und Bestellung unter www.demensensible-kirchengemeinde.de/material.

Weisen seinen Ausdruck finden. Viele Ideen und Anregungen für den Weg zur demenzsensiblen Kirchengemeinde sind ohne großen Aufwand umzusetzen. Andere brauchen Zeit und finanzielle Ressourcen. Immer geht es mehr um kleine Schritte als große Projekte. Denn der Weg zur demenzsensiblen Kirchengemeinde kann überall anfangen und hört nie auf. Wir gehen davon aus, dass für jede Kirchengemeinde Schritte möglich sind, auch wenn uns diese vielleicht noch so unbedeutend erscheinen. Die nachfolgenden Anregungen folgen dabei der Logik eines Stufenmodells, indem von Rückzug bedrohte Zielgruppen zunächst gezielt angesprochen und thematisiert werden. Gleichzeitig darf sich der Prozess, wie dargestellt, genau nicht in dieser Besonderung erschöpfen. Sondern es geht um die Herausforderung, Unterschiede von Menschen mit und ohne Demenz wahrzunehmen und ihnen gerecht zu werden ohne Unterschiede zu machen. Leitsätze und daraus abgeleitete praktische Anregungen können sein:

1. Eine demenzsensible Kirchengemeinde, die von der unverlierbaren Gottes Ebenbildlichkeit eines jeden Menschen ausgeht, fördert die gleiche Anerkennung menschlicher Unterschiede und stärkt das Verbindende (Gleichheit)²⁹.

- * In einem festen Aktionszeitraum wird das Thema der Teilhabe von Menschen mit Demenz oder anderen Einschränkungen in allen kirchlichen Gruppen aufgegriffen (auch bei den Konfirmanden, im Kindergarten, dem Lektorenkreis, der Gemeindebücherei usw.) und in Predigten und Ansprachen thematisiert.
- * Gottesdienste für den Augenblick, an denen Menschen mit und ohne Demenz – also die ganze Gemeinde – eingeladen sind, werden in regelmäßigen Abständen am Sonntagmorgen gefeiert; zur ganz normalen Gottesdienstzeit.
- * Wo zur Teilnahme an Veranstaltungen bestimmte Fähigkeiten notwendig sind, gibt es ein Alternativangebot für alle (z. B. neben der Kantorei für die ‚Top-Sänger‘ der Gemeinde auch ein offenes Singangebot für alle).

2. Eine demenzsensible Kirchengemeinde, die Jesu Handeln nachfolgt, nimmt unterschiedliche Gemeindeglieder achtsam wahr, fördert Verständnis und akzeptiert statt korrigiert unterschiedliche Lebensäußerungen (Sensibilität).

²⁹ Die nachfolgenden kursiven Leitsätze folgen dem Entwurf von Wolfhard Schweiker und wurden auf eine demenzsensible Gemeindegliederarbeit übertragen und entsprechend konkretisiert: *Wolfhard Schweiker*, Leitsätze auf dem Weg zu einer inklusiven Kirchengemeinde: Ein Diskussionsvorschlag, 2014, 1–4 (www.ptz-stuttgart.de/fileadmin/ptz/pdf/ABGemeinde/KA/2014-10-Leitsaetze_und_Arbeitspapier_inklusive_Kirchengemeinde.pdf).

- * In einem Artikel im Pfarrbrief wird auf die besondere Situation demenzerkrankter Gemeindeglieder aufmerksam gemacht und das Thema damit „in die Gemeinde“ geholt.
- * Gemeindeglieder kennen Ansprechpartner und werden ermutigt, aufmerksam hinzuschauen, Menschen anzusprechen und Hilfe anzubieten, wenn jemand seine Gewohnheiten ändern, nicht mehr an Angeboten teilnimmt, immer gleich gekleidet ist, sich auffällig verhält oder einfach etwas anders ist als sonst.
- * Eine wohnortnahe Referentin informiert in einer Abendveranstaltung, einem Gemeindefrühstück o.ä. über das Thema Demenz, so dass das Wissen über das Krankheitsbild ein besseres Verstehen der betroffenen Menschen und einen Blick für Ressourcen und Potentiale des Miteinanders ermöglicht.

3. Eine demenzsensible Kirchengemeinde, die das Evangelium aller Welt verkündet, heißt alle Menschen willkommen, versucht mit allen in ihren vielfältigen Begabungen und Begrenzungen einen wertschätzenden, beziehungsreichen Umgang zu pflegen und Unterschiede als Bereicherung wahrzunehmen (Vielfalt).

- * In der Planung und Gestaltung von Veranstaltungen werden sinnesanregende Elemente wie Musik, Essen, Bewegung, Tanz usw. einbezogen und die Gefühle ebenso angesprochen wie der Verstand.
- * Menschen mit Demenz kommen selbst zu Wort, z. B. indem sie zusammen mit Angehörigen gezielt in Vorbereitungstreffen für Seniorennachmittage, Feste und Feiern eingeladen und einbezogen werden – und andere die Erfahrung machen, nicht über sie zu sprechen, sondern mit ihnen.
- * Bei Gottesdiensten und weiteren Veranstaltungen bekommen Menschen mit Demenz die Möglichkeit, ehrenamtlich tätig zu sein (Gesangbücher einsammeln, Zettel verteilen usw.). Sie dürfen geben, nicht nur nehmen.

4. Eine demenzsensible Kirchengemeinde, die sich als Leib Christi versteht, erkennt und verringert Barrieren aller Art, um gegenseitige Teilhabe zu ermöglichen und unterstützt sich gegenseitig nach dem Grad unterschiedlicher Bedürfnisse (Teilhabe).

- * Informationen über die Angebote und Veranstaltungen sind für alle Gemeindeglieder leicht auffindbar, zugänglich und verständlich.
- * In öffentlichen Schaukästen oder Hinweisen im Gemeindebrief werden Menschen mit Demenz oder anderen kognitiven / körperlichen Einschränkungen und ihre Angehörigen gezielt angesprochen und zur Teilnahme am Gemeindeleben ermutigt.
- * Auf dem Gelände der Kirchengemeinde wird eine Bestandsaufnahme von Ausschilderungs- und Orientierungshilfen gemacht und räumliche

Barrieren soweit wie möglich reduziert (Ausschilderungen der Toiletten, Haltegriffe und reflektierende Farbstreifen an Stufen, deutlich gekennzeichnete Glastüren, usw.)

5. Eine demenzsensible Kirchengemeinde, die vom Heiligen Geist inspiriert ist, sucht die gleichberechtigte Verständigung über alle Grenzen hinweg, vermeidet Ausgrenzungen und fördert Sprach- und Verständigungsfähigkeiten (Verständigung).

- * Bei allen Veranstaltungen wird auf eine gute Akustik und technische Hilfsmittel geachtet. Hauptamtliche, Lektoren, ehrenamtliche Gruppenleitungen sind in einer deutlichen und angemessenen Artikulation geschult.
- * Gesangbücher liegen in ausreichender Stückzahl im Großdruck vor; bei Liedern und Texten wird das moderne Liedgut von „Klassikern“ ergänzt.
- * Ansprachen werden gezielt in einfacher Sprache formuliert, von einem klaren liturgischen Rahmen gehalten und bewusst elementar, aber nicht kindlich, lebensnah, aber nicht trivial gestaltet.

6. Eine demenzsensible Kirchengemeinde, die sich an Jesus Christus orientiert, der das Verlorene sucht und Ausgegrenzte einbezieht, ist in der Welt unterwegs, denkt „von unten“ und öffnet allen Menschen den Zugang zur gleichberechtigten Teilhabe (Geh-Strukturen).

- * In allen Besuchsdienstkreisen gibt es Austauschmöglichkeiten über die Erfahrungen von Geburtstags- und Krankenbesuchen bei Menschen mit und ohne Demenz und werden ehrenamtliche Mitarbeiter gezielt für diesen Dienst ermutigt.
- * Vertreter der Kirchengemeinde nehmen an kommunalen Gremien und wohnortnahen, kleinräumigen und sozialraumorientierten Netzwerken wie Stadtteilkonferenzen, Runder Tisch Altenhilfe, kommunale Arbeitsgruppen o. ä. teil.
- * In jedem Pfarrbüro gibt es eine Liste mit regionalen Ansprechpartnern (Ärzte, Fachberater, Sozialarbeiter usw.) im Stadtteil, deren Kontaktadressen bei Bedarf weitergegeben werden können.

7. Eine demenzsensible Kirchengemeinde, die sich an der Ethik Jesu orientiert, setzt sich gegen defizitäre Altersbilder ein, bezieht Position und spricht Themen offen und wertungsfrei an, statt zu tabuisieren (Solidarisierung).

- * Im allgemeinen Sprachgebrauch sprechen alle Beteiligten von „Menschen mit Demenz“ statt „den Dementen“ und weisen sich gegenseitig auf defizitäre Sprachformen und Altersbilder hin.

- * Selbsthilfegruppen, Vereine und örtliche Initiativen wie die der dt. Alzheimer Gesellschaft o.ä. können die Räume der Kirchengemeinde als Treffpunkte nutzen.
- * In Seelsorge- und Pastoralkonzepten werden Menschen mit Behinderungen oder Krankheiten erwähnt und Grundgedanken der Inklusion aufgenommen.

8. *Eine demenzsensible Kirchengemeinde, die in Christus verbunden ist, zeichnet sich durch verbindende Begegnungsräume und vernetzte Organisationsstrukturen aus (Vernetzung).*

- * Gemeindeveranstaltungen finden in Abständen bewusst im örtlichen Alten- und Pflegeheim statt, um die Trennung zwischen der verfassten Kirche und Diakonie zu überwinden.
- * Eine gezielte Kooperation und Koordination von unterschiedlichen Gemeindegruppen erfolgt in gemeinsamen übergeordneten Projekten (z. B. Praktikumstage der Konfirmanden im Pflegeheim; gemeinsame Veranstaltung der Seniorengruppen mit dem Kindergarten usw.).
- * In der Kirchengemeinde gibt es Kenntnis von entlastenden wohnortnahen (ambulanten und stationären) Angeboten. Die Ansprechpartner sind gegenseitig bekannt und Möglichkeiten der Zusammenarbeit abgesprochen.

6. Von Gaben und Aufgaben

Während Zweifler den Versuch und Macher das Mögliche versprechen, setzen sich Pioniere für das bisher Unmögliche ein. Denn die Mission der Pionierarbeit in demenzsensiblen Kirchengemeinden folgt einer Vision. Diese Vision ist kein Zustand, den man erreichen kann, sondern bleibende Aufgabe. In ihr werden Menschen achtsamer für ihre Unterschiedlichkeit und spielt die Unterscheidung in Menschen mit und ohne Demenz gleichzeitig keine Rolle mehr. Auf diesem anhaltenden Weg sind erstaunliche Erfahrungen nicht ausgeschlossen. Einige Gemeinden berichten davon, wie die vermeintliche Behinderung auch als Begabung entdeckt wird, von der alle profitieren. Und nicht nur die Aufgaben, sondern auch Gaben des gemeinsamen Unterwegs zeigen; z. B. in einer praxisnahen, verständlichen Verkündigung für alle Sinne, die gleichermaßen junge Familien anspricht. Oder einer mehr körperbezogenen Spiritualität, in der die Seelsorge zur Leibsorge wird und ein Salbungsgottesdienst am Sonntagmorgen neue Erfahrungsräume für alle bietet. Der laut geäußerte Ausspruch „Mir ist langweilig“ in einer Predigtsituation ermöglichte nicht nur Gelächter und Lebendigkeit im Gottesdienst, sondern war ein Anstoß für ehrliche Rückmeldungen über die Gestaltung. So dass der, der mit seinem Verhalten

vermeintlich aus dem Rahmen fiel, ein neues Spielfeld für Weiterentwicklung eröffnete. Nicht zuletzt geht es darum, einen neuen, anderen Blick dafür zu gewinnen, wie normal es ist, begrenzt zu sein. Und begabt. Eben Mensch. Wenn das keine Chance ist.

Pioneering Work in Parishes having an Awareness and Sensitivity to Dementia. There are good reasons for parishes to become familiar with dementia. However, tendencies toward withdrawal and mechanisms of exclusion can also be observed. In this article, the author describes from her own experiences how parishes can be encouraged and empowered to engage dementia in sensitive and understanding ways.

Dipl.-Heilpädagogin und Dipl.-Religions- und Gemeindepädagogin Antje Koehler, geb. 1976, ist selbstständige Bildungsreferentin, Coach, Lehrbeauftragte an der FH Köln und betreibt die Website „www.demenz-sensibel.de“.

Mönchsgasse 1–3, 50737 Köln

E-Mail: koehler@demenz-sensibel.de